

Die Avantgarde Europas

Vor einigen Wochen ist nach einem milden Winter der Frühling über Nacht in das Kosovo eingezogen. Westliche Staatsmänner, unter ihnen der amerikanische Präsident Bill Clinton und auch Bundespräsident Johannes Rau, fliegen für ein paar Stunden in das Krisengebiet ein, um bei laufenden Fernsehkameras der Bevölkerung ein paar aufmunternde Worte mit auf den Weg zu geben. Auch die 50 000 Soldaten der KFOR-Truppe erhalten bei solchen Anlässen schulterklopfenden Zuspruch. Anschließend dominiert wieder die Innenpolitik. Frei nach Erich Kästner bleiben die Nationen gefasst in der Heimat zurück. Die Einzigsten, die Arbeitsbienen gleich zwischen den schmucken europäischen Zentren und der aus ihrer Erstarrung und Zerstörung allmählich erwachenden Beckenlandschaft zwischen Pec, Pristina und Prizren hin und her reisen, sind im Westen lebende Kosovo-Albaner. Ohne ihre gezielte Hilfe, ohne die Inhalte ihrer überladenen Autos wären die Verwandten und Freunde in der Heimat, ungeachtet der riesigen westlichen Hilfe-

leistungen, sehr viel schlechter dran.

Europa, das sich im Verlauf des letzten Jahres nur mit Mühe an den Gedanken des Krieges auf dem Balkan gewöhnen konnte, hat auch Probleme, sich mit der Zeit danach zu beschäftigen. Die Vorgänge in Mitrovica haben daher ein wenig aufgeschreckt. Am liebsten überlässt man das Thema den Regierungen, internationalen Sonderbeauftragten, im Klartext: abgewählten Spitzenpolitikern, Hilfsorganisationen und natürlich den Soldaten. Wie im

angemerkt

Oderbruch sind sie über Nacht plötzlich eine nützliche Institution geworden, eine Art von fleckengetartetem Technischen Hilfswerk mit Rangabzeichen.

Wer sich in diesen Monaten im KFOR-Hauptquartier von Pristina oder bei den multinationalen Stäben im Kosovo aufhalten und umschauen kann, dem fällt angesichts des allgemeinen Desinteresses an einer geordneten Zukunft für den Balkan allerdings etwas anderes auf. In den Streitkräften der europäischen Staaten geht eine stille Entwicklung vonstatten, deren Auswirkungen für unsere Ge-

sellschaften noch nicht abzuschätzen sind. In den Jahren seit dem Golf-Krieg ist das Militär zu einer Art von europäischer Avantgarde herangereift. Es dürfte jedenfalls zurzeit keinen anderen gesellschaftlichen Bereich – multinationale Unternehmen eingeschlossen – mit derartiger Mobilität geben, Internationalität, Kenntnis ferner Weltgegenden, Mut zur Zukunft, gegenseitigem persönlichen Vertrauen und sprachlicher Kompetenz, um sich im Wortsinne zu verstehen.

Auf dem Hügel über der Altstadt von Pristina, im spartanisch ausgestatteten Hauptquartier der KFOR-Truppen, ist dieser Zustand mit den Händen zu greifen. Den Eingang zum Lager bewachen ungarische Soldaten. Russische Fallschirmjäger stiegen über das Gelände und stellen sich wie selbstverständlich in der Schlange an, die in einem großen Container das Abendessen hineunterschlängt. Georgische, aserbaidschanische und marokkanische Abordnungen sind zuletzt zu den anderen Kontingenten aus Europa, Nord- und Südamerika hinzugestoßen. Wie auf einer Arche Noah kämpfen über dreißig Nationen aus West und Ost, die sich teilweise noch vor ein paar Jah-

ren als Gegner gegenüberstanden, tausende von Kilometern von zu Hause entfernt, um die Zukunft einer vergleichsweise winzigen Region in Südosteuropa. Unter deutschem Befehl operieren bei der Multinationalen Brigade Süd Skandinavier, Russen, Österreicher, Schweizer und Türken.

Der 16-Stunden-Arbeitstag und das bemerkenswerte Engagement aller Beteiligten haben sicherlich auch etwas mit den spartanischen Lebensverhältnissen zu tun. Indem man arbeitet und zusammen ist, wird man leichter mit der Lageratmosphäre und der Situation fertig, monatelang von Familie und Freunden entfernt zu sein. Vor allem ältere deutsche Stabsoffiziere haben auf dem Balkan damit zu kämpfen. Denn während des Kalten Krieges, aber auch noch zu Beginn der neunziger Jahre, hat niemand von ihnen damit gerechnet, in Kambodscha, am Horn von Afrika, in Sarajevo, Pristina oder zwei Flugstunden von West-Timor entfernt in Australien zu dienen. Man glaubte, lebenslang „Heimschläfer“ sein zu können. Kaum ein anderer Beruf in Deutschland ist infolge der Wiedervereinigung durch einen derartigen Bedeutungs- und

Funktionswandel gegangen. Und keine andere Berufsgruppe hat dies so klaglos wie die deutschen Streitkräfte akzeptiert. Aber dies allein erklärt nicht die Atmosphäre von Pristina, den Geist der Kameradschaft zwischen Soldaten, die zwar Rangabzeichen tragen und mit der Zeit anhand der Farbe und Zeichnung ihrer Tarnanzüge national zuzuordnen sind, die letzten Endes aber bemerkenswert unhierarchisch zusammenarbeiten. In der heimatlichen Arbeitswelt, vor allem in der zivilen, ist dies in der Regel anders. Maßgeblichen Anteil daran hatte sicherlich der eisgraue, aber noch immer jungenhaft wirkende KFOR-Oberkommandierende Klaus Reinhardt. Der deutsche Viersterngeneral war von Anfang Oktober 1999 bis Mitte April in Pristina auf Posten. Er traf den richtigen Ton bei den Soldaten sicherlich auch deswegen, weil er als junger Offizier in den USA war. In seiner Nähe arbeitete bis vor kurzem der ebenfalls aus Deutschland kommende Zweisternegeneral Klaus Olshausen. Olshausen war bis vor zwei Jahren stellvertretender Chef des Eurokorps in Straßburg. Er kennt somit die Franzosen, hat aber ähnlich wie

Reinhardt auch in den USA gedient.

Die Auswirkungen dieser Langzeitinvestition in Menschen und Ideen sind nun im Kosovo zu studieren. Personalentscheidungen, die in der Bundeswehr vor 25 Jahren getroffen wurden – und niemand konnte die Entwicklungen seinerzeit vorausdenken –, wirken sich jetzt aus. Reinhardt und Olshausen profitierten dabei zweifellos von der Entwicklung der deutschen Sicherheitspolitik, die Volker Rühe mit Umsicht betrieben hat, mehr ein Außenminister als ein Soldatenminister, wie es jetzt Rudolf Scharping ist.

Die Zusammenarbeit der Soldaten im Kosovo und auf dem gesamten Balkan, die Internationalisierung und Europäisierung ausgerechnet des Teils der Gesellschaft, der in der Innenpolitik, jedenfalls in Deutschland, allzu gern an den Rand gedrängt wird, sollte von Politik und Gesellschaft begriffen und genutzt werden. Denn in der Zivilgesellschaft Europas gibt es einen gegenläufigen Trend: einen Mangel an Mobilität, einen Verlust an Kompetenz, auch an Sprachkompetenz und damit an Wissen über den anderen.

Jochen Thies